

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 19

Artikel: Barbara
Autor: Fritsch, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Siegeln, die auf unseren Körper gepresst werden, den kühlenden Gewittern, die in dieser Glut schon mit enthalten sind; und mit diesem Stichwort mag mancher sich an die Novelle «Das Gewitter» des Schweizer Dichters Albin Zollinger erinnern, an jene Stelle, wo es losbricht: «Der Wald erbrauste vom Regen. Blaues Feuer schlug durch den Wasserrauch; im Krachen, nach einer geisterhaften Weile, bleckte der stürzende Dom seine Splitter. Magische Strähle zuckten, das Jenseits klaffte mit grünlichen Ländereien auf. Tiefer und tiefer demütigend, drückt die Flut ins Geäste, kniete sie sich aufs Laub, stürzte sie selber im An- drang der grauen Höhen. Von seinesgleichen auf die Beine gerufen, jauchzte Gewässer von allen Hängen, gurgelte es in den Gräben, sprang es vom Fels in die Kessel, kleine Quellen sprudelten im Regen. Durchgerissen, überrannt und in Auflösung auseinanderfahrend, ergab sich der Wald dem Einbruch. Bald sah er aus wie gestäupt, um und um tropfensprühend, in langen Fahnen seines Dampfes, goldgrün wie rollende Wogen.»

Der Blick in die Natur und ihr wechselndes Mienenspiel wäre ein blinder Blick, wenn er dort nicht auch Sinnbilder, Analogien zum Menschlichen, zu unserm innern Kalender sähe. Rilke sagte einmal: «Der Künstler von heute empfängt von der Landschaft die Sprache für seine Geständnisse.» Und wir dürfen diese Sprache mitsprechen, tun es unbewusst auch, wenn wir jetzt überall um uns die Zeichen des Julihafthen erblicken und sie mit eigener Stimmung aufladen. Dieses Abstimmen aufeinander von Aussen und Innen, von Monat und Mensch, also jetzt von Juli und unserm Innenleben, ist eines der wenigen Mittel, um Mensch und Natur in einer schon stark denaturierten Welt wieder für eine Weile in Einklang zu bringen. Einen solch vollendeten Einklang bietet das kleine Gedicht von Theodor Storm mit dem kurzen Titel «Juli»:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Aehren senkt das Korn,
Rote Beere schwilkt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Sollte man diesen Monat hindurch nicht auch uns fragen können, was wir sinnen, nämlich über das, was der Juli in uns erweckt, jener Monat, der das Herz des Sommers bedeutet, mit dem unser eigenes Herz in Einklang schlagen muss, wenn wir glücklich sein wollen.

Elisabeth Fritsch

B A R B A R A

So herb schon ihr Name im Ohr widerhallen mag, so etwas Herbes war auch um den Eindruck, den man von ihr gewann, begegnete man ihr zum erstenmal. Sie zeigte so wenig warme Lebensfreude und schien nur Arbeit, Pflicht und Disziplin zu kennen.

Barbara war ein grosses, überschlankes Mädchen, fast männlich in der Erscheinung. Die strenge, uniformähnliche Kleidung, das schlicht zurückgekämmte Haar, ihr ungeschminktes Gesicht unterstrichen noch die charakterfeste Eigenwilligkeit, die von ihrer Persönlichkeit ausging, und sie scheute sich auch nicht, diese offensichtlich zur Schau zu tragen. Sie war sich ihrer strotzenden Lebenskraft bewusst, ohne dass sie sich jedoch überschätzt hätte. Sie kannte ihre festumrissenen Grenzen, denn dazu hatte sie schon zu viel gelitten. Doch das Leid hatte sie nicht erniedrigen können; nur gestählt hatte es sie. Und sie hielt fest an diesem ihrem stählernen Panzer, den sie wie eine Schutzwehr um sich legte.

Aber dann geschah es trotzdem, dass die unsichtbare Wand, die sie umschloss, durchbrochen wurde. Lange wehrte sie sich zwar gegen den Eindringling, der schon seit geraumer Zeit versuchte, ihre scheinbar unerschütterliche Ruhe ins Wanken zu bringen und ihren Stolz zu beugen. Dann gab sie endlich nach und liess sich führen. Und dann erst wusste sie, was es heisst, glücklich zu sein.

Barbara hatte den Lehrer auf ihren Dienstreisen durch die umliegenden Dörfer schon oft gesehen, denn einmal im Monat, regelmässig, kam sie auch in den entfernten Weiler, der um ein schmückes Kirchlein, hoch oben auf dem Hügel, die wenigen Höfe zu einer kleinen, abgeschiedenen Gemeinde zusammengliederte. Im Schulhaus, das sich der Pfarrei so eng anschmiegte, als müsse es dort Schutz suchen, führte sie dann ihre Mütterberatungen durch.

Die Bäuerinnen mochten sie gerne, wenn auch ihre Herbheit sie leicht einschüchterte. Aber mit mit geübten, geschickten Bewegungen besichtigte

sie die Kinder, wog sie auf der altmodischen Waage, verband kleine Wunden, wechselte Linnen. Nur Worte machte sie nicht viele. Sie nickte höchstens einer jungen Mutter freundlich zu oder gab ihrem kleinen Schützling ein zartes Lächeln, das eigentlich nicht recht übereinstimmen wollte mit der Härte ihres Gesichtes. In den Augen fing es an, ein feines Leuchten erst nur, dann wurde es ein Strahlen, das sich sekundenlang über ihr ganzes Antlitz legte, um alsbald wieder zu erlöschen. Niemand hätte zu sagen vermocht, wem ihr Lächeln gegolten und niemand fragte auch darnach. Es war einfach da. Barbara brachte es mit, jedesmal. Aber sie führte es auch wieder mit sich fort, unweigerlich. Dennoch blieb ein Hauch davon, leicht wie ein Spinngewebe, in der Schulstube haften.

Der Lehrer hatte es längst bemerkt. Er war in diesen Flecken gekommen, vom Liebreiz der Gegend und der Stille angezogen. Er hatte gehofft, in der grossen Natur seinen Schmerz besser ablegen zu können als drunten in der Stadt, wo die Hetze und der Hunger nach Zerstreuung die Menschen zu Gefangenen macht. Gefangene ihrer selbst. Was war es, das Barbara dort zurückhielt? Er hatte sich diese Frage schon oft gestellt, und wäre nicht ihr Lächeln gewesen, ihr seltsames, in sich gekehrtes Lächeln, hätte er sie vielleicht auch für eine Gefangene gehalten. Doch dieses Lächeln barg ein Geheimnis, das nicht hinter Gefängnismauern zu suchen war. Es musste also einen Schlüssel dazu geben. Hiess dieser Schlüssel gar Geduld? Denn Geduld üben ist schwerer denn kämpfen mit offenen Waffen. Der Lehrer wusste es, und er übte sich.

Als Barbara an jenem gewitterschweren Sommertag den Weg zur Stadt hinaus antrat, waren die Zeiger am Zifferblatt ihrer Lebensuhr schon stehengeblieben. In der brütenden Hitze des Klassenzimmers betreute sie jedoch mit der ihr stets gleichbleibenden Ruhe die ihr anvertrauten Kinder. Sie nahm soeben das letzte Kind von der Waagschale herunter, da zerriss der Blitz die schwere, graue Wolkendecke. Der Donner krachte, und dann prasselte der Regen nieder. Es war ein sintflutartiger Regen, und die Erde dampfte und brodelte unter dem Aufklatschen der heissen Tropfen.

Das Kind in ihren Armen, ein wenig grösser schon als die anderen, hatte zu weinen angefangen, während die Mütter, gesunde, rotwangige Bauernfrauen, sich verängstigt in einer Ecke des grossen

Raumes zusammenkauerten, eine jede ihr Gut an die Brust gedrückt, mit der ganzen ungestüm-leidenschaftlichen Mutterliebe ihres Frauendaseins. Barbara hatte dies Schauspiel schon oft miterlebt. Gerührt wohl, aber nicht erschüttert, hatte sie dann jedesmal versucht, die Mütter zu besänftigen.

Aber heute war es anders. Heute schien sich ihr Dasein mit dem der andern Frauen, der andern Mütter zu vermählen. Und sie merkte es selbst nicht, dass sie das Kind, vor wenigen Augenblicken noch ein fremdes Wesen in ihren fremden Händen, dass sie gerade dieses Kind mit ihrer ganzen, jahrelang verhaltenen Zärtlichkeit gegen ihr Gesicht presste und heisse Küsse in sein blondes Haar drückte.

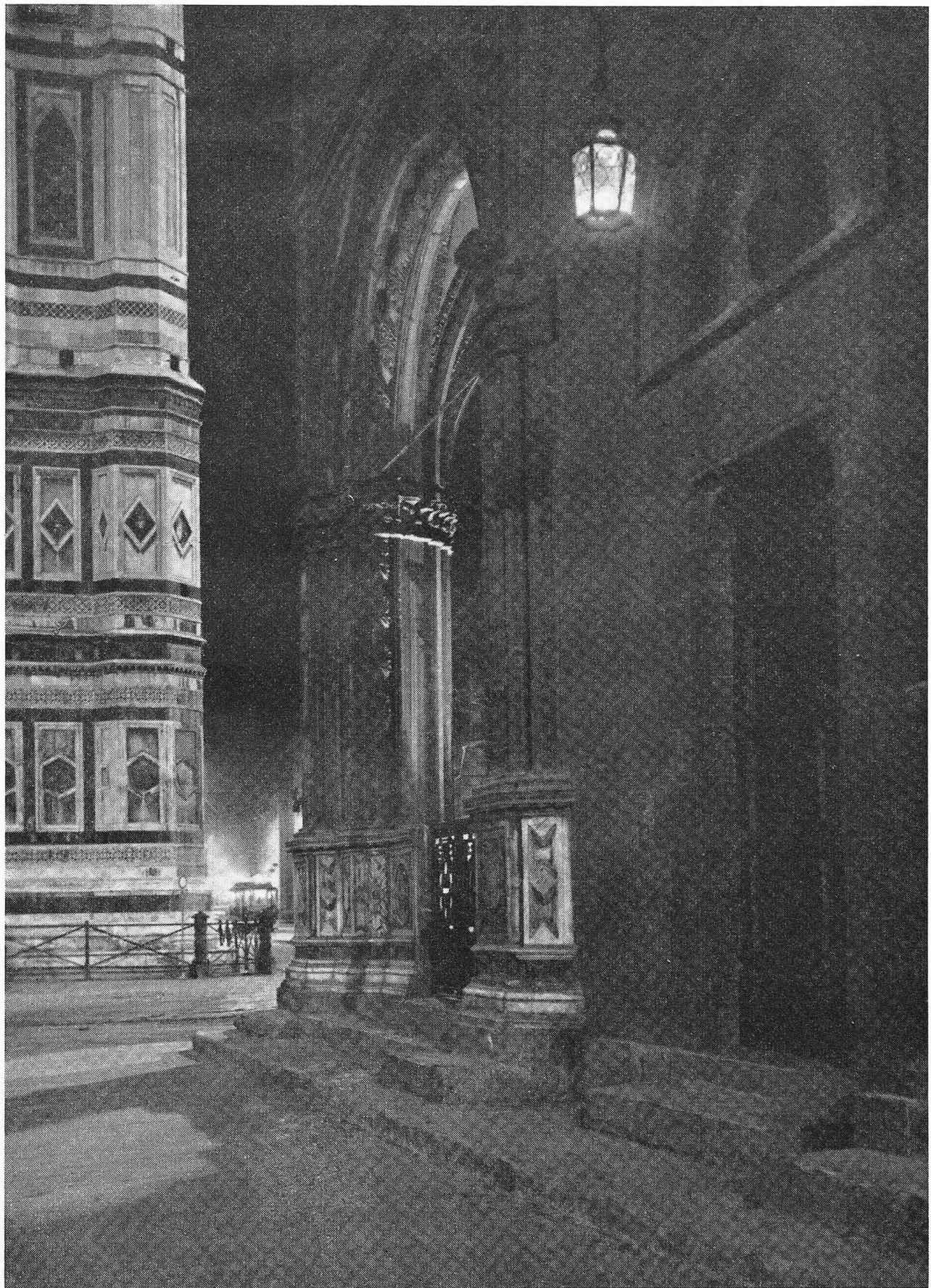
Betroffen betrachteten sie die Frauen. Und schweigend liessen sie Barbara gewähren. Keine von ihnen rührte sich. Auch dann nicht, als eine von ihnen sich verstohlen davongeschlichen hatte.

Dann liess der Regen nach und scheu und schweigend verließen sich die Mütter, eine jegliche ihre kostbare Bürde mit sich tragend. Die Türe hatte sich leise hinter dem letzten Weib geschlossen. Da erwachte Barbara aus ihrem Traum, der kein Traum gewesen war. Denn hier stand sie noch immer, hier in dieser fremden Schulstube, das fremde Kind in den Armen und eine Fremde vor sich selbst, eine Suchende, die tastend ihrer Berufung entgegenreifte.

So fand sie der Lehrer. Er war gekommen, nach seinem Sohn zu sehen; sein Sohn, der von einer Nachbarin betreut wurde, seit der Tod die junge Mutter dahingerafft und sein Glück jäh zerstört hatte. Gebannt von dem Bild, das sich ihm bot, blieb er an die Tür gelehnt stehen.

Da trat Barbara ihm entgegen, sein friedlich schlafendes Kind im Arm. Mit langsam, fast anrächtigen Schritten kam sie auf ihn zu. Sie hob den Blick und schaute zu ihm auf. Da sah er, dass ihr Gesicht seine Herbheit verloren hatte. Ein Lächeln huschte darüber, wie ein Sonnenstrahl über eine erblühende Knospe, an der noch die letzten Tautropfen perlen. Es war jenes flüchtige, feine Lächeln, das er kannte, auf dessen Enthüllung er gewartete, für dessen Erfüllung er gebetet hatte.

Und als er dann mit männlicher Kraft, aber sanft und beschützend seinen Arm um ihre Schulter legte, da wehrte sich Barbara nicht; still neigte sie ihren Kopf an seine Brust. Zu reden vermochte sie nicht, aber ihr Lächeln sagte mehr denn alle Worte.



Nächtliches Florenz